

Wenn Blicke töten könnten

VON CLAUDIA MÖNIUS

Auf einem kurzen Weg zum Einkaufen kommen mir mehrere Passantinnen und Passanten entgegen. Angesichts der allorts grassierenden bedrückenden Atmosphäre hatte ich mir vorgenommen, Fremden auf der Straße, in der Postfiliale oder im Bioladen freundlicher denn je zu begegnen und sie auch unter der Maske hervor anzulächeln, in der Hoffnung, sie sähen den wortlosen Gruß an meinen Augen und erfreuten sich daran. Verwundert stelle ich fest, dass mir heute ausnahmslos alle Entgegenkommenden nicht nur so weiträumig wie möglich ausweichen, sondern darüber hinaus den Blick zur Seite oder gegen Boden wenden, so als wollten sie sich vor einer Bedrohung schützen, die allein dadurch entstünde, dass wir einander in die Augen blickten. „Wenn Blicke töten könnten...“, das sagen wir normalerweise nur, wenn uns jemand missbilligend anschaut. An diesem Tag scheint es, als hätten die mir Begegnenden Angst, allein von meinem Blick könnte eine tödliche Gefahr ausgehen.

Mein Lächeln läuft heute also ins Leere und ich spüre, dass dies wiederum mich selbst verunsichert. Was ist mit unseren zwischenmenschlichen Kontakten passiert während der kurzen Zeitspanne von knapp einem Jahr? Wir umarmen uns nicht, wir schütteln einander nicht die Hände, halten größtmöglichen Abstand. Bei vielen von uns beschränken sich Sozialkontakte im beruflichen Bereich

auf Online-Konferenzen; ältere Menschen berichten, dass sie telefonieren, bis der Akku des Telefons leer ist. Fast alle Begegnung hat sich in einen virtuellen Raum verlagert. An den wenigen Orten, an denen wir uns noch in wirklicher menschlicher Nähe begegnen, können wir dieses Aufeinandertreffen anscheinend oft nicht mehr als positive Erfahrung wahrnehmen oder gar genießen. Stattdessen beschleicht viele Menschen das ungute Gefühl, von ihrem Gegenüber könne eine Gefahr ausgehen. Waren es bislang bestimmte Zielgruppen, vor denen bewusst oder unbewusst Ängste geschürt wurden (Fremde, Menschen mit Migrationshintergrund, anderer Hautfarbe, „anderen“ religiösen Bekenntnissen), scheint sich inzwischen die Gruppe der potenziellen Gefährder*innen ausgeweitet zu haben auf nicht weniger als alle, die nicht mit uns unter einem Dach leben. Das mag einerseits einen gewissen reinigenden Effekt haben. Die Zeit der Bussi-Bussi-Gesellschaft mit der Distanzlosigkeit, ihren flüchtig hingehauchten, bedeutungslosen Küsschen, dem fehlenden Respekt vor der Privatsphäre und der Aura unseres Gegenübers scheint unweigerlich vorbei zu sein und das ist vielleicht mehr Segen als Fluch. Andererseits frage ich mich, was aus dem Gemeinschaftsbezug von uns Menschen wird. Der Mensch als „ens sociale“, als ein soziales Wesen, das bekanntlich laut Martin Buber erst am Du zum Ich wird, was passiert mit ihm, wenn er seinen

Mitmenschen nur noch als Bedrohung empfindet?

Ja, es mag richtig und wichtig sein, Abstand zu halten, daheim zu bleiben, einander aus dem Weg zu gehen. Aber dort, wo Begegnung möglich ist oder unweigerlich stattfindet, und sei es nur über die Distanz zweier gegenüberliegender Bürgersteige hinweg, da sollten wir einander mehr denn je im Geiste liebend umarmen, einander einen freundlichen Blick oder ein Lächeln zuwerfen, vielleicht sogar ein gutes Wort sagen. Wer weiß: Vielleicht ist dies die einzige Begegnung, die unser Gegenüber an diesem Tag erlebt. Wie wir diesen zwischenmenschlichen Kontakt gestalten, liegt einzig an uns. ///



CLAUDIA MÖNIUS

ist Beraterin und Buchautorin und lebt in Nürnberg.
www.mutmacherei.de